Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

110 (12.5.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 108

Visual Library

Nr. 108. **Karlsruhe, Mittwoch, den 12. Mai** **1897**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

Sneewittchen. (31)

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

Er schüttelte sich und wollte den peinigenden Gedanken verscheuchen, der wie ein tückischer Dämon immer wieder kam und alle Bemühungen, sich in selbstzufriedene Betrachtungen zu wiegen, störte. Paul ward ärgerlich über sich selbst, erst über die Zartheit seines Gewissens, dann aber, da diese Illusion nicht lange vorhielt, über seine Roheit von heute Morgen.

„Wenn Anna genesen ist, werde ich so etwas nie wieder sagen", gelobte er sich.

„Wenn!"

Paul sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Dies „Wenn" quälte ihn furchtbar. Wäre er doch seinem ersten Antriebe gefolgt und hätte er sich und Anna impfen lassen! Aber Anna war immer so gleichgiltig, sie hätte dafür sorgen sollen . . . plötzlich brach er in ein zorniges Lachen aus und rief halblaut: „Schon wieder!" Zum erstenmale empfand er, wie häßlich die Gewohnheit, an allem Widrigen Anna direkt oder indirekt die Schuld aufzuladen, seinen Charakter kennzeichnete.

Das Mädchen trat ein und fragte, ob sie abräumen sollte.

„Nein, lassen Sie stehen", gebot Paul. „Ich werde essen, wenn der Doktor dagewesen ist."

Früher, als er versprochen, erschien der Arzt, und doch kam es Paul vor, als habe er eine Ewigkeit darauf warten müssen!

Der Arzt blieb ziemlich lange bei der Kranken; ehe er fortging, führte er noch eine kurze Unterredung mit Paul.

„Ich hoffe, es droht keine Gefahr", erklärte er. „Die Krankheit verläuft ja im allgemeinen gutartig, und Ihre Frau Gemahlin hat nur wenig Pusteln. Wenn es so bleibt, hat es nichts zu sagen."

„Darf ich nicht hinein zu ihr?" fragte Paul.

„Ja, warum nicht gar!" schalt der Doktor. „Sie wollen wohl die ganze Welt anstecken? Nichts da! Uebrigens soll ich Sie von Ihrer Frau grüßen. Sie fiebert etwas, und da quält sie der Gedanke, Sie könnten nicht zu Ihrem Recht kommen. Sie hat mich zweimal danach gefragt."

„Wie Sie sehen, fehlt es mir an nichts", sagte Paul mit etwas unsicherer Stimme. „Nur daß ich allein am Tische sitzen muß, ist . . ." er suchte nach einem passenden Wort, ohne eines zu finden; es stand Wein auf dem Tische, er schenkte zwei Gläser voll und bot eines dem Arzte an.

„Hm — guter Rotwein — natürlich! Wo sollte man den gut bekommen, wenn nicht bei Ihnen?" Doktor Eberhardt trank aus und wandte sich zum Gehen.

„Nun, hoffentlich wird der Theetisch bei Ihnen nicht lange verödet sein. Morgen früh komme ich wieder. Gute Nacht."

Es war also keine Gefahr. Paul war beruhigt und setzte sich zum Essen nieder. Doch viel vermochte er auch jetzt nicht herunter zu bringen; er klingelte und ließ abräumen.

Dann nahm er die Zeitung zur Hand und wollte lesen.

Einigemale fuhr er mechanisch mit der Hand nach der Stelle, wo sonst der von Anna bereitete, mit Rotwein vermischte Grog stand, den er abends nach Tisch zu trinken pflegte. Aber daran hatte das Mädchen natürlich nicht gedacht. Es gab ihm jedesmal einen kleinen Stich — merkwürdig, von welchen Kleinigkeiten der Mensch abhängig ist!

Eine Stunde hatte Paul gelesen und war noch immer auf der ersten Seite der Zeitung. Seine Gedanken ließen sich nicht von dem Krankenzimmer ablenken, wo seine Frau lag, und in ihren Fieberphantasien noch daran dachte, ob ihm auch nichts an seiner Behaglichkeit gebreche.

Brannte die Lampe so dunkel, oder trübte die Müdigkeit seine Augen? Er warf die Zeitung hin, löschte das Licht aus und begab sich in das Schlafzimmer. Es kam ihm kalt und leer vor, obgleich nichts darin fehlte. Seine Frau war in dem Fremdenzimmer, das besonders hell und luftig war, gebettet.

Verödet! Das war das Wort, das der Arzt gebraucht hatte — welch' ein häßliches, unheimliches Wort! Indem Paul die Augen schloß, um einzuschlafen, sprach er es halblaut vor sich hin. Was nicht alles darin lag! Es gab kein anderes Wort, das eine solche Fülle von Elend in sich barg. Zwischen Schlaf und Wachen kämpfend, kam er immer wieder darauf zurück. Tod und Verödung, das waren die Zwillingsgeschwister, die an der Thür Paul Mauvillons klopften und seine Seele mit Grauen erfüllten. Er wurde darüber wieder ganz wach. Die Nachtlampe brannte noch — bei Licht kann man nicht schlafen, dachte Paul, und er blies sie aus.

Aber auch in der Dunkelheit wollte der Schlaf nicht kommen. Wirre Gedanken, unklare Phantasien führten Paul immer bis dicht an das Thor, hinter dem augenblickliches Vergessen winkt, aber ein plötzliches Erschrecken riß ihn allemal wieder in volles Bewußtsein zurück. Wunderlich genug kreuzten sich die Gedanken in seinem Hirn. Trauer und Besorgnis wurden von Freude und Hoffnung abgelöst; ideale Entschlüsse kreuzten sich mit trivialen Absichten. Wie gut würde er gegen Anna sein, wenn sie erst genesen wäre; und genesen mußte sie ja, denn der Arzt hatte ja gar keine Befürchtung; warum sich also ängstigen? Doktor Eberhardt war als Weinkenner bekannt; er hatte den Wein gelobt, den Paul ihm angeboten hatte. Wenn Anna genas — ließ sich denn dies „Wenn" gar nicht aus der Welt schaffen? Warum nicht einfach sagen: nach Annas Genesung? — also nach Annas Genesung sollte er zwei Dutzend von dem

Wein haben; es war wirklich eine gute Marke, und der Mann verdiente sie wohl, schon dadurch, daß er Paul heute Abend so vollständig beruhigt hatte.

Ja, vollständig beruhigt hatte ihn der Arzt, das mußte man ihm lassen; wenn Paul nur seinen gewohnten Grog gehabt hätte, würde er längst eingeschlafen sein — richtig — nur daran konnte es liegen. — „Wenn" Anna erst genesen war — und die ermüdende Gedankenreihe spann sich abermals von vorn ab.

Als der Morgen graute, erhob sich Paul bleich, übernächtig und fröstelnd; er hatte keine Minute geschlafen und war froh, als das wieder beginnende Geräusch auf den Straßen ihm verkündete, daß auch andere Menschen wach seien. Der Bericht aus dem Krankenzimmer lautete nicht beunruhigend, aber auch nicht gerade günstig. Der Arzt, dessen Besuch Paul abwartete, sprach sich weniger zuversichtlich als am Abend vorher aus.

Der Tag verging für Paul in unerträglicher Spannung. Die Hoffnung, daß eine Wendung zum Besseren eintreten würde, erfüllte sich nicht, und abends war eine so entschiedene Verschlechterung vorhanden, daß Eberhardt ein bedenkliches Gesicht machte. Auf Pauls Andringen gestand er offen zu, daß man sich auf alles gefaßt machen müßte.

Als Paul sich an den gedeckten Tisch niedersetzte, ward ihm mit Entsetzen klar, wie der gestrige Abend, der doch schlimm genug gewesen war, ihm im Vergleich zu heute hell und freudig erschien; gestern durfte er noch zuversichtliche, heute nur noch schwache Hoffnung hegen; nie hatte er geglaubt, daß der entsetzliche Abgrund, der beides trennte, so tief sein könnte. Und wie würde es morgen sein, wenn die schlimmsten Ahnungen Gestalt annehmen würden? Wie an dem Tage, da eine unerbittliche Thatsache mit einem schwarzen Strich alles unwiderruflich abschließen würde?

Sollte er wirklich nie wieder das heitere Antlitz Annas sich gegenüber sehen? Sollte der dankbare Blick, der ihn für jede Liebkosung belohnte, sollte das frohe Lächeln, womit sie jeder freundlichen Anwandlung von ihm entgegen gekommen war, für immer erloschen sein? Wäre ihm doch nur wenigstens dafür eine Frist gegönnt, das Versäumte gut zu machen, und die arme Anna mit dem Bewußtsein aus dem Leben scheiden zu lassen, daß er in tiefer Trauer um sie zurückbleibe!

Zu Bette mochte er nicht gehen; wie konnte er sich mit dem Gedanken schlafen legen, daß er beim Erwachen vielleicht mit einer furchtbaren Botschaft begrüßt werden würde? Sollte er ruhig schlummern, während seine Frau den schweren Kampf zwischen Leben und Tod ausfocht?

„Meine Frau!"

Eine warme Welle tiefer Empfindung flutete durch sein ganzes Wesen, indem er leise und innig das Wort wiederholte. Die volle Hingebung, das Ideal der Gattenliebe hatte Anna ihm gewährt, das gestand er sich reuig und beschämt, indem er rastlos hin und her wanderte und unwillkürlich von Zeit zu Zeit das magische Wort sprach, das ihm an diesem Abend der Inbegriff alles Guten und Holden zu sein schien. Er dachte an Helene, an andere Frauen, die früher seine mehr oder minder flüchtige Neigung gefesselt hatten. Nein — nicht eine von ihnen wäre ihm das geworden, was Anna ihm geworden war; keine Andere konnte es ihm jemals werden.

Und wie hatte er vergolten? Wieder rang sich aus seinem Innern der sehnsüchtige Wunsch empor, wenn er doch nur einige Wochen, ja wenn er nur noch einige Tage hätte, um gut zu machen! Wäre doch alles ein Traum und sähe er beim Erwachen das liebe Gesicht wieder!

Grübelnd und unruhevoll warf sich Paul auf einen Divan. Es war ein peinigender Gedanke, daß Anna in diesen schweren Stunden nicht ihn an ihrer Seite haben sollte, der ihr am Altare Treue bis in den Tod gelobt. Sie mochte freilich in seinem Fortbleiben nichts Unnatürliches sehen und von ihm nichts anders erwarten. In ihm hatte sie wahrlich keine Stütze bei dem Ringen um ein Leben, das ihr doch für die Zukunft nichts anderes als ein liebeleeres Dasein bot.

Ihm fiel ein, daß er einmal gelesen hate, der starke Wille zum Leben sei eine mächtige Waffe gegen den Tod, und viel mehr Kranke könnten gerettet werden, wenn ihnen nicht bei geschwächter körperlicher Energie auch die geistige Willenskraft zu solchem Entschluß abhanden käme. Wenn ich doch Anna diese Energie einflößen könnte.

Er hing dem Gedanken nach, der ihn immer lebendiger erfaßte. Wie wäre es, wenn er morgen zu Anna hinginge und ihr so recht zärtlich und liebevoll zuredete? Freilich — die Ansteckung . . . er hätte sich impfen lassen sollen . . . jetzt war die Sache nicht ungefährlich . . aber auch um so verdienstvoller. Paul malte sich aus, was er sagen wollte, was Anna erwidern würde — es waren erfreuliche Phantasien, in die er sich vertiefte, und bei denen er die gegenwärtige Gefahr beinahe vergaß.

Die Augen fielen ihm zu; im Moment, da er handeln sollte, machte ihn die Freude über die beabsichtigte Handlung zum Handeln unfähig.

Einige Minuten lag er schlaftrunken da — plötzlich fuhr er auf, von einem jener plötzlichen und unerklärlichen Schreckensanfälle erfaßt, die auf der schmalen Trennungslinie zwischen Schlafen und Wachen nicht selten sind. Er starrte in das Zimmer hinein und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln, welche die Berührung mit den Verhältnissen der wirklichen Außenwelt verloren hatten. War es nicht Annas Stimme gewesen, durch deren Ruf „Paul" er aufgescheucht wurde?

Ja, das war es gewesen, jetzt besann er sich ganz deutlich darauf. Eine Sinnestäuschung — etwas anderes konnte es nicht sein. Er horchte angestrengt, aber im Hause herrschte Totenstille. Auch das Geräusch auf der Straße war verstummt — es war nicht weit von Mitternacht.

Paul war fieberhaft erregt; die geheimnisvollen Schauer der Nacht erfaßten ihn und machten seine Pulse klopfen und seine Nerven zittern. War der Ruf, den er vernommen, nicht doch mehr als eine Vorspiegelung seiner Sinne? Er hatte von Fernwirkung gehört — wie wenn Annas schmerzliche Sehnsucht nach ihm den Weg zu seinen Sinnesorganen gefunden hätte? Es waren thörichte Einbildungen einer aufgeregten Phantasie, das sagte er sich selbst, aber dennoch konnte er sich ihnen nicht entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Königsfamilie und Volk in Griechenland.

Ueber das Verhältnis des Königshauses zum griechischen Volk schreibt man der „Köln. Ztg." aus Athen:

Man darf, wenn von der Gefahr einer Revolution in Griechenland die Rede ist, vor allen Dingen nicht den Glauben aufkommen lassen, daß es hier revolutionäre Parteien gebe. Weder in der Bevölkerung noch in der Bule (Kammer) finden sich Republikaner, Sozialisten oder sonstige unruhige Elemente, die eine Abänderung der monarchischen Verfassung anstreben. Die Griechen wollen einen König, sie halten ihn für einen notwendigen Faktor im Staate gleich der Regierung und der Bule, aber sie wollen mit demokratischem Freimut den Monarchen ebensowohl kritisieren wie jene beiden Gewalten. Und das geschieht auch schriftlich wie mündlich mit einer Oeffentlichkeit und Unverfrorenheit, die den Fremden aus altmonarchischen Staaten in Staunen setzt. Dagegen finden Leute, die lange in Athen wohnen, daran nichts Auffallendes mehr, und ebenso versichern mir glaubwürdige Personen, die seit vielen Jahren unter und mit dem griechischen Volke leben, daß bei all seiner Neigung zum Kritisieren es doch ein leichtes für einen Fürsten sein würde, sich feste Sympathien und Verehrung zu erwerben. Das ist dem König Georg I. leider nicht gelungen; die neuerdings öfter in beunruhigender Weise hervortretende Unzufriedenheit des Volkes richtet sich gegen seine Person und gegen Personen der königlichen Familie, nicht gegen die königliche Würde. Der Grieche macht es dem König zum Vorwurf, daß er in den 35 Jahren seiner Regierung es nicht fertig gebracht habe, Grieche zu werden, und sich für das Volk, das ihn zum Herrscher erhob, zu interessieren. Man wirft ihm Gleichgiltigkei vor und betont, daß er bei allen von der Verfassung ihm auferlegten Schranken doch auf dem Gebiete des Heerwesens volle Freiheit gehabt habe, etwas Nützliches zu schaffen, daß er dies aber, einige unerhebliche Anläufe abgerechnet, nicht gethan habe. Man beklagt sich darüber, daß er alljährlich auf mehrere Monate seinem Lande den Rücken wendet und auf den Schlössern seiner Verwandten im Auslande wohnt, während doch Griechenland selbst recht angenehme Plätze zum Sommeraufenthalt bietet. Endlich rechnet man ihm ärgerlich nach, daß er bei einem mehr als sparsamen Hofhalt sich aus der vom griechischen Volke gezahlten Civilliste bereits ein Vermögen von etwa 20 Millionen zurückgelegt habe, als ob das Königtum für ihn nur ein kaufmännisches Geschäft sei. Wenn der Hellene heute noch in König Georg einen Fremden sieht, so hat dazu ganz erheblich die Königin Olga beigetragen, indem sie ihr Russentum mit einem für den Griechen um so empfindlicheren Eifer hervorkehrt, als die russische Orientpolitik den panhellenischen Zukunftsträumen schnurstracks zuwiderläuft. So erzählt man von Königin Olga mit Bitterkeit, daß sie in ihre Schloßkapelle einige Schollen russischer Erde habe bringen lassen, um täglich auf russischem Boden beten zu können; man verdenkt es ihr, daß sie, die nie ein hellenisches Kriegsschiff be-

treten habe, jedesmal, wenn ein russisches Schiff im Phaleron erscheine, mit dessen Offizieren schmause und tanze, und es ist noch nicht so lange her, da brachten athenische Zeitungen Spottgedichte auf die Königin, die an Bord eines russischen Schiffes bis in die tiefe Nacht geschwärmt und des Guten zuviel gethan habe. Bei einem gleichen Anlaß hat sie auch zum großen Aerger der Griechen sich für einen erkrankten russischen Matrosen so lebhaft interessiert, daß ein griechischer Offizier in Athen ausquartiert wurde, um ihrem kranken Landsmann ein gutes Unterkommen zu verschaffen. Das Uebelwollen gegen sie ist so festgewurzelt, daß es jetzt seit Ausbruch des Krieges durch ihre persönliche Thätigkeit in den für die Truppenverpflegung eingerichteten Volksküchen und ihre Besuche in den Lazaretten nicht mehr gemildert werden kann. Bezeichnend dafür ist ein Geschichtchen, das man sich in den letzten Tagen hier erzählte, auch wenn es nicht wahr ist. Königin Olga habe nämlich die in dem Krankenhause Evangelismos untergebrachten Verwundeten besucht und einem Soldaten glückliche Heilung gewünscht, worauf dieser unverzüglich geantwortet habe: „Ich werde schon wieder geheilt, nicht aber die Wunden, die Du dem Lande geschlagen hast.“ Nach einer andern Lesart soll die Antwort des Verwundeten in einer Drohung gegen den Kronprinzen bestanden haben, die er ausführen werde, sobald er geheilt sei. Was nun den Kronprinzen selbst angeht, so ist die Verstimmung des Volkes gegen ihn ganz neuen Ursprungs; sie rührt von dem unglücklichen Rückzug in Thessalien am 23. April her. Vorher war Prinz Konstantin, wie auch sein Bruder Georg, ganz im Gegensatz zu seinem Elternpaare recht beliebt bei den Griechen. Die königlichen Söhne, die im Lande geboren sind und von früh auf im Heer und der Marine dienen, gelten in den Augen des Volkes als echte Landsleute. Die beiden ältern Prinzen haben auch durch ihr persönliches Auftreten sich Sympathien zu verschaffen verstanden, und dem Kronprinzen hat seine junge Gattin hierin sehr wacker zur Seite gestanden. Der Uebertritt der Kronprinzessin Sophie zur orthodoxen Kirche ist allerdings von dem griechischen Volke nicht in dem Maße gewürdigt worden, wie sie selbst wohl hoffte und wie es das schwere Opfer verdient hätte. Man kann eher sagen, daß das Festhalten an ihrem Bekenntnis der Kronprinzessin bei den Griechen mehr genützt haben würde, die bekanntlich jeglichem Religionswechsel abhold sind. Aber durch ihre Persönlichkeit hat die Prinzessin Sophie gleich ihrem Gatten sehr günstig auf die Gesinnungen des Volkes gewirkt. Man lobt allgemein ihr exemplarisches Familienleben, die eifrige Fürsorge der Mutter für das Wohl ihrer Kinder, hundert kleine Züge schlicht menschlichen Empfindens haben sie dem Herzen des Volkes nahe gebracht. Mit wärmster Anerkennung bespricht daher auch in diesen Tagen die authentische Presse einen Brief der Kronprinzessin an ihren Bruder, den deutschen Kaiser, worin sie die Einladung zur Jahrhundertfeier Wilhelms I. mit der Begründung ablehnt, daß sie bei aller Verehrung für ihren Großvater es doch nicht ihrem neuen Vaterland gegenüber verantworten könne, es während einer schweren Krise zu verlassen, um in Berlin einem Freudenfeste beizuwohnen. Vor allem schätzt man die unermüdliche, nicht nach Aufsehen haschende Thätigkeit der Kronprinzessin für Armen- und Krankenpflege nach Gebühr und rechnet es ihr hoch an, daß sie neuerdings dreimal nach Thessalien gereist ist, um dort einen ausreichenden Feldlazarettdienst einzurichten, und daß sie im Volksküchendienst den Damen der guten Gesellschaft mit leuchtendem Beispiel vorangeht. Kurz und gut, die Abneigung, die man gegen das Königspaar empfindet, erstreckt sich keineswegs auf die Kronprinzessin und ihre Kinder.

Das Spiel der Zukunft.

Einem Artikel von Marie v. Bunsen in der „Nat.-Ztg.“ über „Das Golfspiel in Berlin“ entnehmen wir folgende Ausführungen, die die zahlreichen Tennis-Spieler unter unsern Lesern gewiß interessieren:

Jeder Sachverständige weiß, daß Tennis nach vierteljahrhundertlangem Bestehen nur noch existiert, nicht mehr herrscht. Sein Besieger und Verdränger ist das Golf. Neu ist dieses Spiel zwar keineswegs, seit dem frühen Mittelalter hat man es in Schottland eifrig getrieben, aber erst im letzten Jahrzehnt wurde es in England üblich, erst seit etwa fünf Jahren steht es an der Spitze aller ähnlichen Spiele. Ueberall schießen dort Golfplätze aus dem Boden, an der ganzen Küste, in der Nähe jeder Stadt; auch anderswo, sei es am Fuß der Pyrenäen oder der Pyramiden. Dieser letztere Golfplatz ist sogar besonders beliebt und zieht allwinterlich zahlreiche Verehrer nach Kairo. Aber auch dieses Spiel ist nicht britischen Ursprungs. Wie das alte Tennis von Frankreich nach England kam und Polo aus Indien, kam in altersgrauen Zeiten das Golf — vom holländischen Wort „Kolf“ = Schläger — aus den Niederlanden herüber.

In Berlin besteht erst seit zwei Jahren ein Klub für dieses Spiel. Die eifrigsten Förderer sind englische und amerikanische Diplomaten, dann giebt es einige Prinzen, einige Zahnärzte, einige Zeitungskorrespondenten und mehrere andere Menschen.

Der Platz im Westend gelegen, ist groß; von den achtzehn, rings herum angelegten Löchern, sind immer nur zwei oder drei gleichzeitig zu übersehen. So hat man die seltene Verbindung des Spazierganges und des Sports. Meine Feder dürfte sich gewiß nicht an die Beschreibung eines solchen Spieles wagen. Erst nach einem Menschenalter hat man es erfaßt, erst nach zwei Menschenaltern gelernt. Und doch macht es selbst dem allergrünsten Anfänger unbeschreiblich viel Freude. Anders als beim Tennis, wo jede Ungeschicklichkeit in beschämender Oeffentlichkeit vor sich geht, wo ein Anfänger die Mitspieler bis zur Verzweiflung stört, lernt der Golfbeginner bescheiden für sich. Jeder spielt auf eigene Kosten und Gefahr und verdirbt niemanden die Partie. Es handelt sich darum, den kleinen weißen Hartgummi-Ball in möglichst wenig Schlägen in die achtzehn Löcher hineinzutreiben. Dieses klingt überaus einfach, birgt aber unendlich viele ausgetiftelte Kunstgriffe. Zu Anfang schlägt man den auf der etwas erhöhten Aufsetzstelle ruhenden Ball mit dem Holzschläger fort, bei einem guten Spieler giebt dies einen über hundert Schritt weiten Bogen; dann wird auf dem unebenen Boden weiter gespielt, bis man das „Grüne“ erreicht. Dies ist die glatte Rasenstelle um das Loch, wo man mit dem besondern Schläger, dem Puiter, den Ball in die etwa faustgroße Oeffnung hineinbringt. Dann wartet man, bis der Mitspieler auch so weit ist, und der Gewinner des Lochs spielt von der nächstgelegenen Aufsetzstelle wieder aus. Hier und da giebt es Hindernisse, vor allem die berüchtigten Sandbänke mit davorliegendem Graben; wer hier hineingerät, jammert, denn es kostet manchen verzweifelten Schlag. Ein recht guter Spieler macht die achtzehn Löcher in mindestens achtzig Schlägen, ein schlechter braucht die doppelte Zahl. Langsam, allmählich eine kleinere Spielziffer zu erlangen, dies verfolgt den Spieler als bestechender Traum. Daß man so ziffermäßig seine Fortschritte beweisen kann, daß man entweder für sich oder mit andern spielt, gehört zu den Reizen des Golf. Auch ist es keine heftige, wohl aber eine anmutige und gesunde Bewegung.

Der Vergleich mit dem Tennis liegt nahe. Ich möchte nicht undankbar und pietätlos erscheinen, daß aber Golf einige Vorzüge besitzt, schimmerte wohl bereits durch. Tennis ist temperamentvoller und dramatisch belebter, lustiger und geselliger. Golf hat etwas Sinniges, Stillbeglückendes, hat mehr verfeinerte Vollendung, wenn nichts weiter, ist es eine Altersversorgung. Denn mit erreichtem halben Jahrhundert ziehen sich immerhin viele vom Tennis zurück, aber bis zum siebzigsten Jahre spielt man sein ruhiges Golf. Erinnert Tennis an das bewegte Skat, mahnt Golf an das gediegenere Whist, erinnert Tennis an eine leidenschaftliche Mazurka, mahnt Golf an ein formschönes Menuett.

Am Ende läuft es auf eine Geschmacksfrage hinaus. Darüber besteht aber kein Zweifel: ist Golf auch nicht überall das Spiel der Gegenwart, so ist es doch fraglos das „Spiel der Zukunft“.

Marie von Bunsen.

Kunst und Wissenschaft.

* Hauptmanns „Versunkene Glocke“ hatte in Frankfurt einen starken Erfolg.

* Max Schillings Oper „Ingwelde“ fand bei ihrer ersten Aufführung am Münchener Hoftheater sehr sympathische Aufnahme. Die „M. N. N.“ schreiben darüber: „Der Beifall, schon nach dem ersten Akte ziemlich lebhaft, wuchs beträchtlich von Akt zu Akt. Nach dem zweiten und dritten Akte wurde der Komponist mit den Sängern wiederholt vor die Rampe gerufen; am Schlusse auch Hofkapellmeister Strauß und Oberregisseur Fuchs. Der reiche Gehalt des hochbedeutsamen Werkes, dessen Titelrolle von Frl. Ternina ausgezeichnet gegeben wurde, kam sehr wirkungsvoll zum Ausdrucke.“ — Ueber das Werk selbst schreibt Oskar Merz in den „Münch. N. N.“: „Die Aufführung hat nach jeder Richtung hin bestätigt, was an dieser Stelle schon nach der Karlsruher „Originalpremière“ vor 3½ Jahren mit Entschiedenheit ausgesprochen wurde: „Ingwelde“ ist ein bedeutendes, durchaus hoheitsvolles Werk edlen Stiles, dessen Hauptvorzüge in der künstlerischen Entfaltung und Gestaltung reichen und tiefen Empfindungslebens liegen. Und auf dieses Gebiet weist Schillings' Begabung geradezu hin. Seine Musik zu „Ingwelde“ trägt das Gepräge großen Empfindens und hohen Ernstes der poetischen Anschauung; sie ist von einem mächtigen Zuge nach dem Bedeutenden hin beseelt und zeichnet sich neben sehr bemerkenswerter melodischer Empfindungsgabe durch Reichtum der Tonfarben und stark ausgeprägten Sinn für Klangschönheit aus. Die Themen sind klar und prägnant hingestellt, ihre Durchführungen und Kombinationen zeugen von ebenso großem musikalisch-technischen Geschicke, wie sie andrerseits, eben infolge der vorzüglichen technischen Arbeit, einfach und natürlich erscheinen. Den Solostimmen sind sehr dankbare Aufgaben zugewiesen; ihre Behandlung, sowie namentlich auch die Instrumentierung des Orchesterpartes, weisen auf eine, angesichts der Jugend des Komponisten doppelt überraschende Reife hin. Ebenso bieten die Chorsätze viel des Stimmungsvollen, namentlich am Schlusse des dritten Aktes. Anderseits aber ist bei dieser Aufführung im nämlichen Maße, wie bei der vor dritthalb Jahren besprochenen, eine gewisse Eintönigkeit in der Grundstimmung der Musik zur Erscheinung gekommen. Wie ein Zug entsagungsvoller Trauer geht es selbst durch die frohen Scenen des Werkes; es kommt darin eigentlich nie zu voller, dauernder, heller Freude. Wie ein düsterer Flor liegt es über dem Ganzen. Die Kraft der Gegensätze fehlt.“

* Eine hervorragende akademische und musikalische Festlichkeit wird im kommenden Sommer in Leipzig stattfinden. Der Universitätssängerverein zu St. Pauli in Leipzig,

dessen musikalischer Leiter der als Musikschriftsteller und Dirigent als hervorragend bekannte Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Kretzschmar ist, wird in den Tagen vom 18.—22. Juli die Feier seines 75jährigen Bestehens begehen, zu deren glanzvollen Gestaltung die umfassendsten Vorbereitungen getroffen werden. Die in der gesamten deutschen Musikwelt bestens bekannten „Pauliner" werden ihrem musikalischen Ruf durch Veranstaltung zweier großer Konzerte, eines geistlichen und eines weltlichen, Rechnung tragen. Die in Aussicht genommenen geselligen Festlichkeiten werden ebenfalls dazu beitragen, daß die Teilnahme an dem Feste nicht nur seitens der „alten Herren", deren der Verein weit über 1000 zählt, sondern auch seitens befreundeter musikalischer und studentischer Korporationen und weiterer Kreise eine sehr rege wird. Unter anderem ist beabsichtigt die Veranstaltung eines Begrüßungsabends, einer Festtafel, eines Balles, einer Aus- und Umfahrt mit Chargierten, eines Gartenfestes in dem „Thüringer Dörfchen", welches eine Sehenswürdigkeit der Sächs.-Thür. Industrie- und Gewerbe-Ausstellung bildet, u. s. w.

Verschiedenes.

Ein 250jähriges Geschäfts- und Familienjubiläum. Die seit 5 Generationen in dem Besitze der Familie Faber in Magdeburg befindliche Druckerei der „Magdeburgischen Zeitung" beging am Sonntag die Feier ihres 250jährigen Bestehens. Die Faber'sche Druckerei ist die älteste der Magdeburger Druckereien und sämtlicher Magdeburger Firmen überhaupt; sie hat durch die zuerst für das Jahr 1626 nachweisbare, wahrscheinlich noch ältere und von Anfang an in ihrem Verlage erschienene „Magdeburgische Zeitung" eine weit über die Grenzen der Stadt Magdeburg hinausgehende Bedeutung erlangt. Der eigentliche Gründer der Druckerei ist Andreas Betzel, von dem sich eine ganze Reihe von Drucken aus den Jahren vor 1631 erhalten haben und der damals entschieden der am meisten beschäftigte Buchdrucker Magdeburgs, das auf dem Gebiete der religiösen Flug- und Streitschriften eine Art Vorortstellung einnahm, gewesen zu sein scheint. Die Zerstörung Magdeburgs versetzte dem magdeburgischen Buchdruck einen schweren Schlag. Andreas Betzel, der zwar nach Zerbst geflüchtet war, aber schon im Jahre 1632 wieder in Magdeburg sich niedergelassen hat, hatte doch den Hauptteil seiner geschäftlichen Thätigkeit nach Zerbst verlegt. Seine Magdeburger Druckerei überließ er im Jahre 1646 seinem Schwiegersohn Müller, in dessen Familie die Druckerei bis zum Jahre 1737 verblieb, die sie zu stetem Wachsen brachte; seit 1737 befindet sie sich in dem Besitze der Familie Faber. Unzertrennlich verbunden mit der Druckerei ist die „Magdeburgische Zeitung", die in ihrer langen Geschichte von manchen blutigen Welthändeln zu berichten hatte, von Wallenstein, Tilly, von den Siegen des Großen Friedrich, von den Großthaten der Befreiungskriege bis zu denen der Jahre 1870/71, und die am Ausbau des nationalen Gedankens und an der Förderung der gesamten Friedensarbeit im neuen Reiche nach Kräften und erfolgreich mitgearbeitet hat.

Ein entsetzliches Verbrechen ist, wie aus Gothenburg berichtet wird, kürzlich in der Nähe von Hudiksvall begangen worden: Ein Arbeiter, Familienvater, hat das kleine Haus, in dem seine Frau und fünf Kinder wohnten, mittelst Dynamit in die Luft gesprengt, wodurch die Frau und vier von den Kindern getötet beziehungsweise so stark verletzt wurden, daß sie nach wenigen Stunden starben. Es war gegen 11 Uhr abends, als die Explosion stattfand und die Nachbarn aus ihrem Schlaf gerissen wurden; sie eilten zur Unglücksstätte, wo sich ihnen ein schauderhafter Anblick bot. Das Haus war teilweise zertrümmert, die Hälfte des Daches weit weggeschleudert, und zwischen den bloßgelegten Balken der anderen Hälfte hingen die Leichen der siebzehnjährigen Tochter und eines der kleinen Brüder, während die Frau selbst und das jüngste, fünfjährige Kind unter Trümmern begraben im Bett lagen; sie atmeten noch, aber starben nach wenigen Augenblicken; zwei andere Kinder, im Alter von 12 und 8 Jahren, lagen anscheinend unverletzt in einer Ecke des Zimmers, das eine derselben starb indessen im Laufe der Nacht an inneren Verletzungen. Der Verdacht, das Verbrechen begangen zu haben, lenkte sich sofort auf den Familienvater, den Arbeiter Brunfell, der an demselben Tage nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt war und, wie man wußte, nach einer heftigen Auseinandersetzung mit seiner Frau sich unter Drohungen nach Hudiksvall begeben und daselbst in verschiedenen Läden Dynamitpatronen gekauft hatte. Er wurde bei Tagesanbruch verhaftet und legte angesichts der Leichen reuevoll ein Geständnis ab; er habe, so sagte er, aus Eifersucht gehandelt. Nachdem es Nacht geworden, habe er sich an das Haus herangeschlichen, die Dynamitpatronen, zusammen etwa ein halbes Kilo, in ein Paket zusammengethan, die Lunte angezündet und dann das Paket durch eine eingeschlagene Fensterscheibe in das Zimmer geworfen, dann sei er eiligst davongelaufen, war aber noch nicht sehr weit gekommen, als die Explosion schon erfolgte; er habe ganz deutlich die Klagen seiner Opfer hören können und sei dann erst schneller davongelaufen, um sich im nahen Walde zu verstecken.

Deutsche Sänger mag folgende Meldung aus Petersburg 5. Mai interessieren: Heute früh begab sich, einer vom Oberhofmarschall Grafen Benkendorf überbrachten Einladung des Kaisers folgend, ein ausgewählter Chor von 40 Sängern der deutschen Liedertafel nach Zarskoje Selo, um der Kaiserin Alexandra Feodorowna zu ihrem heutigen Namenstage ein Ständchen zu bringen. Gesungen wurden unter Professor Gernys bewährter Leitung acht Lieder (Beschnitt: Ossian; Kremser: Die blaue Blume; Eyrich: Das macht das dunkelgrüne Laub; Kremser: Hell ins Fenster scheint die Sonne; Storch: Nachtzauber; Schwartz: Ach wie ist's möglich dann; Bünte: Minnelied; Mendelssohn: Wem Gott will rechte Gunst erweisen). Wie nicht anders zu erwarten war, gingen alle Lieder vortrefflich. Nach Beendigung des Ständchens begab sich die ganze Sängerschar in das große Palais, wo ein fürstliches Gabelfrühstück mit auserlesenen Weinen ihrer wartete. Den kaiserlichen Majestäten wurde dabei ein begeistertes Hoch gebracht. Von dem vortrefflichen Aussehen der Kaiserin konnten sich alle Sänger noch vor dem Frühstück überzeugen, denn sie fuhr in offener Kalesche mit der Prinzessin Heinrich und dem Kaiser zur Kirche, gefolgt von der ganzen kaiserlichen Familie.

△ **Der Bau einer Eisenbahn in drei Tagen.** Diese Möglichkeit ist ein neuer Beweis dafür, daß in unserer Zeit, die mit Blitzesschnelle einen Erfolg des menschlichen Geistes an den anderen reiht, der Ausspruch „Geschwindigkeit ist keine Hexerei" erst seine volle Bedeutung erlangt hat. Im dunklen Erdteile Afrika, in einer menschenentlegenen Einöde, hat der Zufall Goldkörner und einzelne Diamantenstücke zutage gefördert, und im Fluge hat sich der menschliche Schaffensgeist des neuen Erwerbsgebietes bemächtigt. Das Tempo muß dabei ein rasches sein; daher erfolgte, wie wir einer Mitteilung des Bureau für Patentschutz und Verwertung Dr. J. Schanz u. Co., Berlin, Breslau, Köln, Leipzig, Stuttgart, Mannheim, Würzburg entnehmen, der Bau einer Eisenbahn zwischen Queenstown und einer mehrere Meilen davon entfernt liegenden, bisher noch namenlosen Goldgräberkolonie, und dieser wurde in drei Tagen ausgeführt. Auf den Boden, dessen Ebenung mit möglichster Beschleunigung erfolgte, wurden Schwellen gelegt, darüber Schienen gezogen, und kaum sind einige hundert Meter des neuen Weges fertig, fährt schon die brausende Lokomotive über diesen dahin, um das Material zum Bau des nächsten Kilometers herbeizuschaffen.

Humoristisches.

Zeitungshumor. In ihrem Bericht über den Prozeß Peters schildert die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 191) die Durchpeitschung der schwarzen Weiber nach der Aussage des Malers Kuhnert folgendermaßen: „Die Weiber wurden von einem Schwarzen zu Boden gehalten und erhielten mit einer fingerdicken Nilpferdpeitsche wuchtige Hiebe — etwa 25 — auf das Gesicht, bis das Blut durch den Leinwandschurz drang." Sonderbare Verwechslungen kommen vor, wenn einer nicht genau zusieht. — In einem Artikel über den Pariser Salon (s. „Vossische Zeitung" vom 2. Mai) ist die Rede von dem fetten „Bänker oder Börsenmann mit karikatural rassenreinem alttestamentarischen Kopf und der typischen dicken Goldkette quer über den Feistwanst gespannt." „Karikatural" ist eins der neuerfundenen gräßlichen Fremdwörter, die eine „Specialität" der „Vossischen Zeitung" sind. — Aus dem königlichen „Großen Garten" berichtet der „Dresdener Anzeiger" vom 26. April: „Am Ausgange der Hauptallee vom Schloße nach Strehlen ruhen auf zwei Sandsteinsockeln zwei mächtige Löwen aus Sandstein. Das sind die wenigen Ueberreste der hier einst so zahlreichen Marmorstatuen." Eine kuriose Sache, daß aus Marmorstatuen im Laufe der Zeit Sandsteinlöwen geworden sind!

Arithmetische Aufgabe.

Zwei Studenten waren ganz aufs Trockene geraten und litten gewaltigen Durst. Der Wirt war kein Freund der Kreide und des Kerbholzes, aber ein Schalksnarr, dem die Not der beiden Studentlein ans Herz ging. Hört, sagte er denn, es ist keines ehrsamen Schankwirtes würdig, einen deutschen Studenten verschmachten zu lassen, ich will euch dieses Fäßlein alten goldigen Rüdesheimer schenken, wenn ihr mir zeigt, daß ihr was auf den hohen Schulen gelernt habt. Ihr sollt euch den Inhalt genau in zwei gleiche Teile gießen. Es sind darinnen 16 Liter und zum Messen kann ich euch nur noch zwei andere Gefäße von 11 und 7 Liter geben. — Die Studentlein hörtens und waren baß vergnügt. Sie gossen hin, sie gossen her, bald war das Problem gelöst und das Zechen, das sodann anhub, war gewaltig. Wie haben sie's gemacht?

Denksprüche.

Die Dummheit drängt sich vor, um gesehen zu werden;
Die Klugheit steht zurück, um zu sehen.

* * *

Klettre nur Schritt für Schritt bergan;
Wer mit Mühe den Gipfel gewann,
Hat auch die Welt zu Füßen liegen.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.